

JOCHEN BOHL



WAS
NUN ?

Kirche im
WANDEL



WAS NUN?

JOCHEN BOHL

WAS NUN?

Kirche im Wandel



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
Leipzig



Jochen Bohl, Jahrgang 1950, studierte Evangelische Theologie in Wuppertal, Marburg und Bochum. Ab 1976 hatte er ein Pfarramt in Dortmund inne, 1986 übernahm er die Leitung des Evangelischen Jugendwerks an der Saar, 1995 wurde er Direktor der Diakonie Sachsen. Von 2004 bis 2015 war Bohl Landesbischof der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Sachsens.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2021 by Evangelische Verlagsanstalt GmbH · Leipzig

Printed in Germany

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde auf alterungsbeständigem Papier gedruckt.

Cover: Friedrich Lux, Halle/Saale

Satz: Zacharias Bähring, Leipzig

Druck und Binden: CPI books GmbH

ISBN 978-3-374-06907-1 // eISBN (PDF) 978-3-374-06984-2

www.eva-leipzig.de

INHALT

Wandel	7
Lange Linien	15
Was nun?	24
Versuchung	29
Polarisierungen	35
Nation	36
Moral	38
Klima	40
Sprache	43
Seenotrettung	47
Theologie	52
Öffentliche Theologie	54
Zwei Reiche	61
Glaubenskrise	63
Geistliches Amt	69
Digitalisierung	72
Parochien	79
Verwaltung	84
Gebäude, Friedhöfe	86
Staat, Kirche	89
Finanzierung	92
Diakonie	96
Macht, Wort	107
Anmerkungen	113

*Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.
2. Korinther 3,17*

WANDEL

»Du bist nun frei von allen dienstlichen Pflichten« wurde mir gesagt, 41 Jahre nach dem Eintritt in den kirchlichen Dienst. Ich wusste mich berufen, übte meinen Beruf mit Leidenschaft aus und empfand wie die meisten Pfarrerrinnen und Pfarrer den Ruhestand als eine tiefe Zäsur. Im Sommer 2015 begann ein neuer Lebensabschnitt, den ich als eine Zeit der Freiheit erlebe. Es ist eine privilegierte Situation, nicht unter äußerem Druck zu stehen, selbstbestimmt über die kleinen und großen Dinge des Alltags entscheiden, Prioritäten entsprechend eigener Bedürfnisse setzen zu können, die Familie um mich zu haben; ich genieße sie dankbar. Untätig bin ich darum nicht, Pfarrer bleibt man auch im Alter, was mir recht und lieb ist. Wer so lange in der Kirche gearbeitet hat, wird ihr zeitlebens eng verbunden sein, die aktuellen Entwicklungen verfolgen und an den Gesprächen teilnehmen, die darüber geführt werden. Zumal es gegenwärtig wahrhaftig Gründe gibt, sich um Verstehen zu bemühen – was beschleunigt die Säkularisierungsprozesse so sehr, woher kommt die Rückkehr des völkisch-nationalen Denkens, wie umgehen mit der Migration nach Deutschland und Europa, was trägt uns der Klimawandel auf, welche Interessen treiben die Politik der großen Mächte USA, China,

Russland und wird die EU sich behaupten können? So viel Bewegung war lange nicht, und selten waren so dissonante Töne in den Gesellschaften des Westens zu hören, die sich großen Herausforderungen gegenübersehen.

Die Ost-West Konfrontation und die Zeitenwende von 89/90 liegen nun 30 Jahre zurück, die Zeitspanne einer Generation, und insofern wird eine Einordnung möglich. Es begann die »Zeit der Freiheit«¹, geprägt von der Entgrenzung des Wirtschaftens und dem Zusammenwachsen Europas. Sie verlief friedlich, und sicherlich wird man sie später als eine glücklich-ruhige Periode der deutschen Geschichte erinnern – wenn auch erstmals seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs deutsche Soldaten in kriegerische Auseinandersetzungen verwickelt waren, im ehemaligen Jugoslawien, in Afghanistan. Zudem müssten aus dem freundlichen Bild die Spannungen an und unter der Oberfläche des gesellschaftlichen Lebens ausgeblendet werden. Die Friedensjahre brachten nicht nur enorme Wohlstandszuwächse und erstaunliche Freiheitsgewinne in der persönlichen Lebensführung, sondern auch zahlreiche krisenhafte Entwicklungen. Man denke nur an den Terrorismus und den Aufruhr in der arabischen Welt, die Finanzkrise von 2008, das Scheitern des Verfassungsprozesses der EU, die sozialen Spaltungen der Gesellschaften als krisenhafte Begleiterscheinung der Globalisierung, die starke Einwanderung aus islamisch geprägten Ländern, den schwärenden Konflikt mit Russland. Vieles verändert sich rasch, was Ängste auslöst und Verwirrung stiftet. In diesen Tagen drängt sich der Eindruck auf, dass nach 30 Jahren etwas Neues begonnen hat und wir wiederum eine Zeitenwende erleben. Darauf deutet nicht zuletzt die Zunahme politischer Leidenschaften hin, die man schon ver-

gangen geglaubt hatte; selten zuvor waren Konflikte so sehr aufgeladen. Spätestens die Bundestagswahl 2017 hat unübersehbar deutlich gemacht, dass Deutschland wie andere Nachbarstaaten auch ein zerrissenes Land ist. Es fällt schwer, im Gespräch miteinander zu bleiben; längst sind in sich abgeschlossene Echokammern entstanden, in denen Gleichgesinnte einander bestärken. Zuletzt hat die Corona-Pandemie die Sorge um den gesellschaftlichen Zusammenhalt nochmals verschärft. Wie es nicht anders sein kann, findet sich die Polarisierung der Gesellschaft auch in den Kirchen und beeinflusst ihr Innenleben und ihre Wirksamkeit – die Auseinandersetzungen um das Engagement der EKD in der Seenotrettung sind nur ein Beispiel dafür. Beunruhigend zugleich, dass die anhaltenden Säkularisierungsprozesse² die Lebenskräfte der Kirchgemeinden weiter schwächen und ihre Gestaltungsmöglichkeiten einschränken.

Insofern gibt es im Ruhestand genügend Anlässe, über gegenwärtig sinnvolle oder notwendige Klärungen bzw. Entscheidungen nachzudenken – durchaus verbunden mit einer gewissen Erleichterung, nicht mehr daran beteiligt zu sein. Denn die Problemstellungen haben sich zuletzt zugespitzt, die Komplexität der Anforderungen an das Leitungshandeln hat weiter zugenommen und es stellen sich neue Fragen, auf die es keine Antworten gibt, die aus Erfahrungen in der Kirchengeschichte abzuleiten wären. Auch das eigene Tun und Lassen erscheint angesichts des Wandels in einem anderen Licht. Manches wird erst später durchsichtig, nicht alles, was klar zu sein schien, war es tatsächlich; und im Rückblick wird erkennbar, dass Entscheidungen Folgen zeitigten, die nicht im Blick waren, als sie getroffen wurden. Wie Gelegenheiten aus

Gründen der Unentschiedenheit, der Zaghaftigkeit oder mangelnden Einvernehmens verpasst wurden; nicht zuletzt werden Fehler erkennbar, die man hätte vermeiden können oder gar müssen. Insofern wächst im Alter die Einsicht, dass Demut eine Tugend und insbesondere für Leitungsaufgaben eine angemessene, gar notwendige Haltung ist. Davon möchten die nachfolgenden Gedanken bestimmt sein, hoffentlich nachvollziehbar.

Die ostdeutschen Landeskirchen standen nach den Ereignissen im Herbst '89 vor weitreichenden Fragen; umstritten waren sie vor allem wegen der Bewertung der in der DDR gemachten Erfahrungen. Niemand wusste 1990 genau zu sagen, wie viele Menschen die Kirchen unter dem Druck des diktatorischen Staates verlassen hatten, offensichtlich war nur, dass es die große Mehrheit war. Angesichts der grundstürzenden Veränderungen meinten viele, es sei »der historisch einmalige Zeitpunkt ..., gemeinsam zwischen den evangelischen Kirchen in den beiden Teilen Deutschlands zu neuen Ufern aufzubrechen«, so der spätere sächsische Landesbischof Volker Kreß.³ Insofern begegnete die Strategie, den scheinbar unerschütterten volkskirchlichen Rahmen Westdeutschlands zu übernehmen und zu den langvertrauten Strukturen des deutschen Staatskirchenrechts zurückzukehren, erheblichen Einwänden. Gefragt wurde, ob es nicht geboten sei, die Konsequenzen aus den Erfahrungen in den Jahrzehnten der DDR zu ziehen – nämlich eine Minderheit geworden zu sein? Die Distanz zum Staat als Raum erfahren zu haben, in dem die Freiheit des Bekenntens gedeihen konnte? Darüber sei doch die geistliche Stärke gewachsen, um den Herausforderungen furchtlos ins Auge sehen und den überfälligen Wandel nun entschieden angehen

zu können! Letzten Endes haben die Synoden Entscheidungen getroffen, die auf Restitution hinausliefen – die Landeskirchen und Kirchengemeinden wurden zu Körperschaften des öffentlichen Rechts und das Dienstrecht der Beschäftigten, zumal der Pfarrerinnen und Pfarrer, dementsprechend geordnet, das Kirchensteuersystem samt dem Einzug über die Finanzämter übernommen, der Religionsunterricht an den staatlichen Schulen eingeführt (in Brandenburg arbeitet die Kirche im Fach Lebenskunde Ethik Religion⁴ mit), die Diakonie begann eine entschlossene Expansion in alle Bereiche der sozialen Arbeit hinein. Begleitet wurden die Entscheidungen von intensiven und teilweise zehrenden theologischen Diskussionen um Wesen und Auftrag der Kirche im reformatorischen Verständnis, immer auch von dem Zweifel, ob man sich mit all dem nicht übernehme, ob der Zuschnitt des volk-kirchlichen Mantels nicht zu weit geworden sei für den schmal gewordenen Leib Christi. Nicht unerwähnt darf der Umstand bleiben, dass die westdeutschen Landeskirchen erheblichen Druck ausübten und darüber gelegentlich der Eindruck entstand, dass man aus einem evtl. »Sonderweg« des Ostens entstehende negative Auswirkungen auf die eigene Position vermeiden wollte.⁵ Dem Drängen entsprach freilich die großzügige Bereitschaft zu einem Finanzausgleich, der den ostdeutschen Landeskirchen eine angemessen-komfortable Finanzausstattung sicherte.

In den 30 Jahren, die seither vergangen sind, haben ihre Gemeindeglieder fröhlich und gelassen ihren Glauben gelebt und ungezählte gute Erfahrungen gemacht. Man kann dankbar von Aufbrüchen sprechen, denn in kirchlichen Kindergärten haben Kinder biblische Ge-

schichten gehört und ihren (nichtkirchlichen) Eltern davon erzählt, einige hundert evangelische Schulen stehen für das Bildungskonzept der Reformation, die Kirchentage in Leipzig und Dresden wurden zu ausstrahlungsstarken Glaubensfesten, die Betroffenen der Flutkatastrophe an der Elbe 2002 fanden tatkräftige Unterstützung der Diakonie, (nicht nur) die Dresdner Frauenkirche wurde wiederaufgebaut, die Zahl der Erwachsenentaufen stieg auf ein nie gekanntes Niveau, Polizei- und Soldatenseelsorge stießen auf breite Akzeptanz. Vieles war möglich geworden, Chancen wurden genutzt und ich bin dankbar, daran Anteil gehabt zu haben; der erinnernde Blick auf das Erlebte wärmt das Herz.

Und doch war das Bewusstsein, als Glied der Kirche einer Minderheit anzugehören, in all dem stets präsent. Es kommt aus ungezählten Erfahrungen des Alltagslebens, das davon bestimmt ist, dass es eine kirchliche bzw. christliche »Grundierung« des Zusammenlebens oder auch nur ein Verständnis dafür nicht gibt; das hat sich bis heute nicht geändert. Wer sich in den säkularen Gesellschaften der ostdeutschen Bundesländer zu seiner Kirche bekennt, wird zuverlässig aus den Reaktionen der Mitmenschen erkennen, dass diese Bindung etwas ungewohnt Besonderes ist, mit dem andere nicht umgehen können und in der Regel es auch nicht wollen. Für die Jahrzehnte der DDR hat Caritas Führer dem literarischen Ausdruck in der Erzählung von einem Pfarrerskind gegeben, das in dem rituellen Fahnenappell am Wochenbeginn auf dem Schulhof allein bleibt unter Lehrern und Mitschülern, wieder und wieder die »Montagsangst« durchleidet.⁶